Theodor Ruf

MORD HINTERM DOM



Romanbiographie

Königshausen & Neumann

Theodor Ruf

—

Mord
hinterm
Dom

Theodor Ruf

Mord hinterm Dom

Romanbiographie

Königshausen & Neumann

Der Verlag verbietet, das Werk in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (›KI‹) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren.
Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Erste Auflage 2026
© Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2026
Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: Martyrdom of Thomas Becket. Carrow-Psalter fol. 15v, Mitte 13. Jahrhundert (https://manuscripts.thewalters.org/viewer.php?id=W.34#page/38/mode/2up)
Bearbeitung: Ulrich Prantl (www.spessart1.de)
Druck: docupoint, Magdeburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-568-10176-1
eISBN 978-3-568-10177-8

www.koenigshausen-neumann.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
Prolog (1202) 13
Kapitel 1: Morgenzeit (1160–1170) 15
Kapitel 2: Lernzeit (1170–1176) 27
Kapitel 3: Friedenszeit (1176–1178) 37
Kapitel 4: Liebeszeit (1178–1182) 75
Kapitel 5: Trauerzeit (1182–1184) 85
Kapitel 6: Hochzeit (1184–1187) 109
Kapitel 7: Reifezeit (1187–1189) 125
Kapitel 8: Wechselzeit (1189–1191) 135
Kapitel 9: Verlustzeit (1191–1192) 139
Kapitel 10: Gewinnzeit (1192–1194) 149
Kapitel 11: Blütezeit (1194–1196) 161
Kapitel 12: Heilszeit (1196–1197) 173
Kapitel 13: Unheilszeit (1197–1198) 195
Kapitel 14: Zerreißzeit (1198–1201) 203
Kapitel 15: Rabenzeit (1201–1202) 215
Kapitel 16: Endzeit (1202) 225
Epilog (1235) 229
Nachwort 241
Quellen und Literatur (Auswahl) 245

Vorwort

Am 8. Oktober 2024 fiel mir das Buch in die Hände. *Natürlich, eine alte Handschrift*. Wie so oft seit den 1970er Jahren saß ich im Staatsarchiv Würzburg, es ging um eine neue Arbeit. Forschen macht süchtig. Ein Buch über Konrad von Querfurt, Bischof von Würzburg im Mittelpunkt, hatte ich gerade fertiggestellt, es befand sich im Druck. Über ihn war mehrfach geschrieben worden, aber oft Fehlerhaftes, und es gab es viele offene Fragen, die zu beantworten ich versucht hatte.[1]

An diesem Tag kam ein mir seit Jahren bekannter und geschätzter Archivar, im Arm eine kleine Holzkiste. Ob dies wohl von Interesse für mich sei? Er öffnete die Kiste, sie enthielt einen Band von beachtlicher Stärke, aber in handlichem Format. Die Kiste sei zufällig im Zuge der Umzugsarbeiten des Archivs in die Provinz (die inzwischen erfolgt ist, von vielen bedauert, aber politisch gewollt) gefunden worden. Der Band war mit einer grünfarbenen Schnur mehrfach umwickelt, die Enden durch ein gut erhaltenes Siegel verschlossen. Leicht zu erkennen war, dass es sich um das Hermanns von Lobdeburg handelte, in den Jahren 1225 bis 1254 Bischof von Würzburg. Mit dem Siegel verbunden war ein Pergamentblatt, auf dem stand: *Liber hic aperiri non potest nisi proximum millennium inceperit. Hodie tempus illud satis maturum non est.* „Dieses Buch darf nicht geöffnet werden, bevor nicht das nächste Jahrtausend

1 Konrad von Querfurt, Bischof von Würzburg (1198–1202), und die Anfänge der Stadt Karlstadt am Main. Würzburg (Königshausen & Neumann) 2024.

angebrochen ist. Heute ist die Zeit noch nicht reif genug dafür.“ Nun, meinte der Archivar, das sei ja von den Jahren her nun so weit. Ob die Zeit reif genug sei, müsse der Inhalt zeigen.

Wir holten den Archivdirektor und seine Genehmigung herbei. Alles wurde fotografiert, die Fäden aufgeschnitten und das Buch höchst vorsichtig geöffnet. Der Zustand des Einbands, mit Leder überzogene Holzdeckel ohne Wurmlöcher, war gut. Der Inhalt: Unterschiedliche, doch etwa gleichgroße Pergamentblätter, offenbar irgendwann zusammengebunden, alle von vorne bis hinten vollgeschrieben, aber die Einträge sehr unterschiedlich: Wechselnde Schriften, manchmal sehr klar, meist aber flüchtig, unterschiedliche Tinten, viele Randbemerkungen und Nachträge zwischen den Zeilen, nicht immer chronologisch, die Sprache teils Latein, teils ein mittelhochdeutscher Dialekt, oft eine Mischung aus beiden. Oft nur Stichworte oder kurze Bemerkungen, teilweise datiert. Die letzten Seiten dagegen wichen davon ab, waren geschrieben in tadellosem Latein und in einheitlicher Schrift, wie ich sie aus vielen Urkunden aus dem 13. Jahrhundert kannte.

Ich begann mit dem Anfang vom Ende:

„Hic procumbo solo sceleri quia parcere nolo vulnera facta dolo dent habitare polo. Si est. Esset nice. Ultima verba haec fuerunt, die vigilia festi beate Barbare virginis anno MCCII. Vix intellegi amplius. Ea in sarcophago suo scripta habuimus, scilicet sine dubio concludens ‚Si est. Esset nice‘. Quod erat ante annos triginta tres, usque dum viveret Dominus noster Jesus Christus. Caedes omnes Herbipolensis post eum tempora, Heinrici, Ottonis, Theodorici, et mei quoque. Et ego Hermannus de Lobdeburg homicidio interfui.“

„Hier liege ich niedergestreckt, weil ich Verbrechen nicht dulden wollte. Die hinterhältig empfangenen Wunden mögen mir eine Wohnung im Himmel geben. Falls es ihn

gibt. Schön wärs. Das waren seine letzten Worte, am Vortag des Festes der heiligen Barbara 1202. Kaum mehr verständlich. Wir ließen sie auf seinen Sarkophag schreiben – freilich ohne die schließende skeptische Bemerkung Si est. Esset nice. Dreiunddreißig Jahre ist das nun her, so lange, wie die Lebenszeit unseres Herrn Jesus Christus. Der Mord hat die Zeit aller Würzburger Bischöfe nach ihm geprägt, die von Heinrich, Otto, Dietrich, und auch meine. Und ich, Hermann von Lobdeburg, war beim Mord dabei.“

Damit war klar, was ich vor mir hatte: Die Aufzeichnungen Konrads von Querfurt, mit einem Schlusswort des Bischofs Hermann, dreiunddreißig Jahre nach dem Mord. Im weiteren Text berichtete der, was danach geschehen war, und datierte vom Jahr 1235. Und bestimmte, das Buch sei erst in einem neuen Jahrtausend zu öffnen.

Eine wissenschaftliche Sensation ohnegleichen. Meine nächste Aufgabe stand vor mir.

Tat sie das? Ich müsste den oft schwer lesbaren Text transkribieren, übersetzen und mit einer Unzahl von Anmerkungen versehen. Was ich zwar konnte, aber sollte ich das tun? Gelesen würde das Werk von Historikerinnen und Historikern, aber von wie vielen? 50? Sicher keine 100. Dabei waren Konrads Aufzeichnungen ungeheuer interessant. Ich hatte bald erkannt, dass sie in den wesentlichen Teilen mit meinen eigenen Forschungen übereinstimmten, aber sie lieferten das, was nicht in Urkunden und in der wissenschaftlichen Literatur über diese Zeit steht: Hintergründe, Einzelheiten, und sie ließen in Konrads Kopf blicken, zeigten seine Gedankenwelt. Zeigten, dass er seiner Zeit weit voraus war, aber in ihr gefangen. Dass er Gedanken hegte, die er nie öffentlich äußerte, weil sie zu gefährlich waren. Über Kaiser und Könige, Kirche und Päpste, Kriege und Kreuzzüge, „Helden“ und „Ehre“, „Heiden“ und „Ketzer“, Himmel und Hölle, Tod und Teufel, Heilige und Reliquien,

Gott und die Welt. Und über sein Verhältnis zum siebzehn Jahre jüngeren König Philipp, ein Verhältnis, wie es sich auch in Thomas Manns Novelle „Der Tod in Venedig“ wiederfindet. Noch heutzutage sind das brisante Themen, damals hätten sie ihn vernichten können, selbst und gerade als Kanzler und Bischof. Und in allem ein leidenschaftlicher Verfechter der Vernunft (die immer noch nicht gesiegt hat) und Kämpfer für die Gerechtigkeit. Er hatte mit dem Schreiben 1180 begonnen, erzählte auch über die Jahre zuvor, seit seiner Geburt 1160, und er endete mit dem Morgen des Tages, an dem er ermordet wurde. Er hatte nicht damit gerechnet. Würden sich auch die Hintergründe klären lassen? Die Frage, ob er König Philipp am Ende verraten wollte?

Das alles als Edition herausgeben? Einfacher und sinnvoller: den Band zu scannen und ihn im Internet zugänglich zu machen. Damit wäre die Fach„welt“ zufriedengestellt. So wurde auch entschieden, die bayerische Archivverwaltung arbeitet daran. Aber bis dahin und dann?

Konrads Geschichte ist zu interessant und spannend, um sie nur der Wissenschaft zu überlassen. Sie musste zu einer *Geschichte* werden, musste *erzählt* werden. Ich durfte dankenswerter Weise den Band scannen. Den Winter über recherchierte ich und lernte endlich etwas Italienisch, im Frühjahr fuhr ich nach Süditalien und Sizilien, auf Konrads Spuren Eindrücke sammelnd. Ins „Heilige Land“, nach Israel, die Palästinensergebiete, Libanon, Syrien konnte ich nicht reisen, weil da wieder einmal ganz und gar unheilige Kriege tobten, noch schlimmer, als es zu Konrads Zeit dort der Fall gewesen war. Wobei diese Konflikte im Ursprung teilweise bis in diese Zeit zurückreichen.

Dann begann ich zu schreiben. Und merkte, dass sich Konrads Zeit von der unsrigen gar nicht so sehr unterschied.

Nun sitze ich auf Persephones Insel, Sizilien, in einer Bar neben der Kathedrale von Palermo, in der Roger, Konstanze, Heinrich und Friedrich begraben sind. Und auch Tankred von Lecce und sein Sohn Roger, aber ihre Gräber sind spurlos verschwunden. *Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer, und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.* So Goethe. Eine schöne schwarze Hündin kommt und schaut mich an, als ob sie mich kenne. Und ich beende die letzten Zeilen des Romans, der die Wirklichkeit sein könnte.

Con un bicchiere di vino a Corrado in paradiso.
Se esiste. Sarebbe bello.

Prolog (1202)

Da liege ich nun, neben Laila, weil ich Verbrechen nicht schonen wollte. Der 3. Dezember im Jahr des Herrn 1202; über der Stadt liegt Abendsonnenschein, ein roter Wolkenballen hängt über der grauen Burg auf dem Berg. Die linke Hand abgeschlagen. Wenigstens nicht gleich die Hirnschale, wie bei Thomas Becket von Canterbury. Ich kann noch denken. Das nächste Tageslicht werde ich nicht mehr erblicken. Sie müssen das Barbarafest morgen ohne mich feiern. Ach, Barbara. Agatha ist jetzt 20 und erwartet ihr erstes Kind, wie mir mein Informant aus Paris neulich mitteilte. Ich habe ihr kürzlich die Rezepte aus Catania und einen größeren Geldbetrag senden lassen. Sie ahnt wohl, wer ich bin. Ach, Konstanze. Ach, Philipp.

Nehmt mein Bischofskreuz. Begrabt mein Schwert. Ich kann nichts mehr damit anfangen. Es wird dunkel, zu dunkel, um etwas zu sehen. Ich glaube, ich klopfe an die Himmelstür. Falls es sie gibt. Schön wärs. Viel zu früh, ich bin erst wenig mehr als vier Jahrzehnte alt. Mir gehen die Worte durch den Kopf, die Becket gesagt haben soll: Der Frevler flieht. Der Gerechte soll ein furchtloser Löwe sein. Ich bin nicht geflohen. Ich bin kein Reichsverräter.

Ich unterschätzte sie. Freilich, dass ihnen Gewalt ganz und gar nicht fremd war, wusste ich seit langem. Aber dass sie mich angreifen würden, zu viert, aus dem Hinterhalt, als ich gerade vom Dom nach Hause ging – damit hatte ich nicht gerechnet. Sie hätten nicht „Rabensburg" schreien brauchen – ich wusste auch so, wer sie waren. Bodo, Heinrich, und zwei, die ich nicht kannte. Raben und ihr Rabengesindel. Schrie der Rabe: Nimmermehr. Nimmermehr sollst

du uns in die Quere kommen. Nimmermehr unsere Rabensburg zerstören wollen. Nimmermehr.

In den letzten Monaten hatten sich zwar die Ereignisse zugespitzt, aber ich rechnete mit einer Lösung durch König Philipp. Er wird zu spät nach Würzburg kommen. Ich werde erschlagen sein, so wie jene drei Missionare, die vor 500 Jahren aus Irland nach Würzburg kamen. Heiligsprechen wird man mich aber bestimmt nicht. Ich heiße weder Kilian noch Becket.

Mord hinterm Dom. Nicht wie bei Becket: in der Kathedrale. Geistliche zu erschlagen hat offenbar in Würzburg so etwas wie eine Tradition.

Wie hat es nur so weit kommen können?

Vielleicht wird eines Tages jemand das Buch mit meinen Aufzeichnungen finden und mein Leben erzählen.

Kapitel 1

Morgenzeit (1160–1170)

Konrad wachte auf. Alles war ruhig, nur allmählich erfasste er, wo er sich befand.

„Na, hat er dich schon geholt?“

„Wer?“

„Berno, unser Magister.“

Er tat, als habe er nicht verstanden, was der im Bett neben ihm flüsterte. Doch er wusste, worum es ging, wenn er die Sache selbst auch nicht ganz verstand. Hatte die Hunde und die Katzen, die Kühe und die Pferde dabei gesehen. Und die Mägde und Knechte im Heu und die Mägde und die Mägde und die Knechte und die Knechte. Kannte das, was über Klöster und Domschulen erzählt wurde und wusste, dass sein Vater Vorsorge getroffen hatte. Es solle ihm nicht passieren.

„Nein.“

„Er wird schon noch kommen, aber du wirst ihn nicht von vorne sehen, weil…“

„Halt die Klappe.“

Sein erster Tag in Hildesheim. Der erste im Lauf der nächsten sechs Jahre. Die erste von vielen Nächten. Nur zweimal war er so weit weg von zuhause, von Querfurt und Magdeburg, gewesen.

Er erinnerte sich. Jetzt war er Zehn. 1165, als Fünfjähriger, war er mit seinem Vater und Erzbischof Wichmann an Weihnachten in Aachen dabei, als der Kaiser die Gebeine Karls den Großen „zur Ehre der Altäre“ erhob, er hatte ihn heiligsprechen lassen. Was das bedeutete, wurde ihm erst

viel später klar. Damals war er nur vom steinernen Sarkophag fasziniert, in dem die Knochen lagen. Eine Fülle von Figuren, wie er sie noch nie gesehen hatte, erzählten eine Geschichte: Ein Wagen mit vier Pferden, gezogen von einem nackten Mann mit einem Hund, auf dem Wagen ein schreiendes Mädchen, festhalten von einem nackten Mann mit Bart und einer Frau mit einem merkwürdigen Helm, dahinter ein von Schlangen gezogener Wagen, auf ihm eine Frau mit zwei Fackeln. Eine Frau mit entblößter Brust, zwischen allem kleine nackte Kinder. Was habe das mit Kaiser Karl zu tun? Nichts, erklärte man ihm. Der habe nur den Stein, der schon lange vor seiner Zeit entstanden war, aus Rom herbeischaffen lassen, weil er ihm gefiel. Die Figuren konnte man ihm nur vage erklären. Eine Tochter einer Göttin sei vom Gott der Unterwelt geraubt worden. Göttin, und mit Tochter? Gott der Unterwelt? Er kannte bis dahin nur den Gott im Himmel und den Teufel in der Hölle. Und der war kein Gott. Oder? Und Maria, aber die war keine Göttin. Oder doch? Ja, früher hätten die Menschen solche Geschichten geglaubt, aber das sei schon lange vorbei, sie hätten eben noch nichts von Christus und dem wahren Gott gewusst. Er grübelte, fragte aber nicht weiter nach.

Genauso blieb ihm das Bild des rotblonden Kaisers Friedrich und seiner jungen, schönen, blonden, zarten, zierlichen Frau Beatrix im Gedächtnis. Sie hatte so schöne weiße Zähne, es hieß, sie würde sie nach jedem Essen putzen. Dabei hatten sie den gerade erst geborenen Sohn Heinrich, ihr drittes Kind. Dem Sarkophag wurde ein Armknochen des heiligen Karl entnommen und in einen goldenen Kasten gelegt, auf dem neben Christus, Maria, Engeln und Aposteln auch der Kaiser und seine Frau abgebildet wurden. Da hatte nun wenigstens der Arm einen christlichen Sarg. Einen neuen großen Goldschrein plante man, es fehlte aber noch an Geld.

Er erinnerte sich. Etwas mehr als zwei Jahre später, 1168, besuchte er mit dem Vater und Wichmann (auf seinem ersten eigenen Pferd) einen Hoftag in Würzburg. Die Stadt ging ihm seither nicht mehr aus dem Kopf. Der Dom, die steinerne Brücke, der Wein (er durfte nippen), der auch nach Magdeburg geliefert wurde. Die uralte, riesige Burg auf dem Berg über dem Main. Kurz vor ihrem Ziel hatten sie gesehen, wie bei Rabenhausen eine neue Burg entstand, gleich einem Rabennest auf einem Bergsporn über dem Main, nicht von Adeligen erbaut, sondern von einer reichen Würzburger Familie. Er war alt genug, um die Frage zu stellen:

„Gefällt das Bischof Herold?"

„So etwas ist jetzt allerorten keine Seltenheit, aber ein Ärgernis," antwortete der Vater.

Konrad wusste nicht, dass diese Burg einst sein Schicksal werden würde.

Herold ließ sich vom Kaiser eine Urkunde ausstellen, die so wichtig war, dass sie mit Gold besiegelt wurde. Goldplättchen über Wachs. Man erklärte ihm, es sei mit ihr ein „Herzogtum Würzburg" festgeschrieben worden, sie stärke die Macht des Bischofs. Was er nicht wirklich verstand.

Die Stadt war eine einzige Baustelle, niederreißen und neu bauen beherrschte die Köpfe und Hände. Drei Missionare aus Irland hatten vor langer Zeit das Christentum hierhergebracht, es sich aber dann mit dem Herzog und vor allem mit dessen Frau verscherzt und waren erschlagen worden. Dafür waren sie nun Heilige, ruhten in einem Sarg in der Kirche neben dem Dom und wurden von allem Volk verehrt. Nicht zufällig war Friedrich gerade zu ihrem Hochfest in seine Lieblingsstadt gekommen, in der er zwölf Jahre zuvor, 1156, auch seine Hochzeit gefeiert hatte. Mit dem fast dreijährigen Heinrich und dessen älterer Schwester

Beatrix (wie die Mutter genannt) spielte er tagelang; der älteste Sohn, der 1164 geborene Friedrich, war immer kränklich. Vielleicht hatte er zu frühzeitig das Licht der Welt erblickt. Das vierte Kind, Konrad, übte das Laufen. Er freute sich, wenn Beatrix ihm über die Haare strich. Seine Familie verstand sich gut mit der des Herrschers. Was daran lag, dass Wichmann der Erzbischof und der Vater der Burggraf von Magdeburg waren und sie eng mit dem Kaiser zusammenarbeiteten. Er wäre gerne länger in Würzburg und in ihrer Nähe geblieben, der Hof zog aber ja auch weiter. Der Kaiser hatte harte Jahre in Oberitalien hinter sich, vor Rom vernichtete im Jahr zuvor eine Seuche große Teile des Heeres, er musste fluchtartig nach Norden zurückkehren. Aber damals, im Sommer 1168, konnte, wenn schon nicht Friedrich, so doch seine Familie, sich ein wenig ausruhen. Im nächsten Jahr wurde Heinrich zum König gekrönt. Ob er jetzt noch mit ihm spielen dürfte? Lief er mit einer Krone herum? Seit Würzburg hatte er ihn nicht mehr gesehen.

Er erinnerte sich. Sie waren nach Magdeburg zurückgekehrt. Dort lebten sie, solange er zurückdenken konnte. Auf der drei Tagesreisen entfernten Burg Querfurt war er geboren worden, dort lagen die meisten Familienbesitzungen, aber die Stadt war ihr Lebensmittelpunkt. Schon sein Großvater war hier Burggraf, hatte das Amt über seinen Bruder Konrad erhalten, der Erzbischof war und von dem er seinen Taufnamen hatte. Konrad. Einmal hatte er seinen Vater gefragt:

„Was macht ein Burggraf?“

„Er sorgt dafür, dass Recht und Gerechtigkeit herrschen.“

„Ist das schwer?“

„Ja, leider.“

„Kann man das immer erreichen?“

„Nein, leider."

„Was ist das: Gerechtigkeit?"

„Wenn man das immer so genau wüsste."

Da fragte er nicht weiter.

„Los, steh endlich auf! Willst du gleich an deinem ersten Tag zu spät zum Morgengebet kommen? Dann kriegst du auch kein Frühstück."

Konrad warf die Decke beiseite.

Er war ein schrecklich neugieriges und wissbegieriges Kind. Was ist Wasser? Warum fließt es nicht bergauf? Wie entstehen die Wolken? Was ist ein Blitz? Was sind Sterne? Warum wird es dunkel? Warum gibt es Jahreszeiten? Und so weiter. Nicht, dass andere Kinder nicht solche Fragen ebenso gestellt hätten. Im Unterschied zu ihnen gab er sich meistens nicht mit den Antworten zufrieden. Wenn die Erwachsenen etwas nicht recht erklären konnten, sagten sie immer, das habe eben Gott so bestimmt und geschaffen.

„Wer ist Gott?", fragte er den Erzbischof.

„Unser aller Vater im Himmel. Das Größte, das sich denken lässt."

Die Antwort ließ ihn ratlos. Er schwieg.

Er stellte auch ganz andere Fragen: Warum gebe es reiche und arme Leute? Warum würden so viele Kinder und ihre Mütter sterben? Warum missrate die Ernte? Warum töteten sich die Menschen gegenseitig? Warum müssten so viele Menschen anderen gehorchen? Was geschehe nach dem Tod? Wenn es keine Rose mehr gäbe, gäbe es sie dann doch noch, weil wir ja den Namen der Rose noch hätten?

Wieder musste am Ende Gott als Erklärung herhalten. Oder der Teufel. Seltsamer Gott, der auch den Teufel geschaffen hatte. Hätte er die Welt nicht besser gestalten können? Man riet ihm, solche Fragen am besten erst gar nicht

zu stellen und zu glauben, dass alles seine Richtigkeit habe. Gottes Ratschlüsse seien unerforschlich.

„Ich soll einfach etwas glauben?“

„Ja,“ antwortete Wichmann, „alles steht so in der Bibel.“

„Und wo kommt die her? Wer hat sie geschrieben? Wie kommt es da hinein?“

„Schweig, Bub“, sagte der Erzbischof. Der wusste, dass solche Fragen die Leute auf den Scheiterhaufen brachten. Von Wichmann erhielt er noch die besten Antworten, sofern dieser nicht vorsichtshalber das Schweigen vorzog. Der Vater konnte nur ansatzweise lesen, schreiben und rechnen, für das Weitere hatte er seine Sekretäre. Selbst beim Kaiser war das lange Zeit kaum anders. Die Mutter war voller Liebe und Wissen über Kinder und Haushalt. Wichmann hatte früh erkannt, dass Konrad verschieden von anderen Kindern war. Mit Fünf nahm er ihn in seinen eigenen Haushalt auf und sorgte dafür, dass Konrad in der Domschule schnell die ersten Wörter Latein lernte und wie mit Schreibgriffel und Feder umzugehen war. Schenkte ihm Geld, um damit das Rechnen zu lernen. Zeitlebens würde er ihm ein unermüdlicher Ratgeber und Freund bleiben.

In seiner freien Zeit zog er los, anfangs mit einem Beschützer, und erkundete die Stadt. Man kannte ihn, öffnete ihm die Türen und meist auch die Herzen. Nur eine bestimmte Gasse blieb ihm verboten. Er wollte all das sehen, was die Menschen taten. Backen und Schlachten, Bierbrauen und Kochen und Braten. Abfallbeseitigung. Beobachtete, wie die tollwütigen Hunde erschlagen wurden. Krankenversorgung. Gefängnisse. Mauern und Zimmern, Schiffbau und Glaserarbeiten und Geldprägung. Brunnenbau, Feuerabwehr. Handel jeglicher Art, oft mit Dingen, die von weit herkamen. Ließ sie sich erklären. Stoffweben, Schneidern, Schustern, Hufschmieden, Goldschmieden, Waffenschmieden. Er

begleitete Ärzte zu den Kranken und Sterbenden. Besuchte auch das Judendorf, das dem Erzbischof, nicht der Stadt, unterstand. Vieles war ihm hier rätselhaft. Warum wurden die Juden immer wieder verfolgt, wie man ihm erzählt hatte? Zu öffentlichen Hinrichtungen ging er nach dem ersten Mal nie wieder. Engster Freund war sein Hund. Den Gleichaltrigen war er zu unbegreiflich, die Geschwister gingen meist eigene Wege, doch sie mochten ihn und er sie auch. Reiten und schwimmen konnte er von klein auf. Einmal fuhren sie mit einem Schiff elbeabwärts bis in die Nordsee. Der Umgang mit Waffen wurde ihm, kräftig und geschickt, vertraut, doch liebte er ihn nicht. Könne man mit einem Gegner nicht erst reden, als ihm gleich auf den Kopf zu hauen? Andererseits: wenn der Gegner nicht reden wolle, müsse man halt schneller als er sein. Oder? Auf dem Land begegnete er den Gehöften der Gutsbesitzer und den meist armseligen Hütten der von ihnen abhängigen Bauern.

Konrad liebte die, zu seltenen, Abende, an denen ihm Wichmann aus seinem Leben erzählte. Wie der junge König Friedrich ihn, der bereits Bischof von Naumburg war, stattdessen zum Erzbischof von Magdeburg machte. Der Papst wollte nicht zustimmen, doch Friedrich setzte sich durch. Wichmann wurde zu einem der engsten Berater des Königs, der dann bald Kaiser wurde. Auch wenn Konrad vieles nicht verstand: Er wurde vertraut mit dem, was im Reich vor sich ging, lernte die Namen der Fürsten und Grafen, lernte, wie wenig man Versprechen und Schwüren trauen durfte, lernte, dass blutige Macht oft vor Recht ging.

„Aber Jesus lehrt doch, dass…“

„Schweig, Bub.“

Wichmann erzählte ihm auch, wie er vor ein paar Jahren zu einer Pilgerfahrt nach Palästina und Syrien aufgebrochen war, in das Land der Bibel, die Heimat von Jesus: Seit Jahrhunderten begaben sich Menschen, bisweilen in riesigen

Gruppen, auf die lange und recht gefahrvolle Reise und konnten, wenn auch vielfach finanziell ausgenommen und nicht selten körperlich misshandelt, die heiligen Orte besuchen. Die Region war seit langer Zeit in der Hand andersgläubiger, muslimischer Stämme, Juden und Christen durften dort aber auch wohnen. Man nennt diese Muslime auch meist Sarazenen, ist aber egal. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts war den Pilgern der Besuch erschwert worden, und aus vielerlei Gründen hatte ein Papst zu einem „Heiligen Krieg", einem „Kreuzzug" aufgerufen, um das Land wieder unter christliche Kontrolle zu bringen. Abertausende waren dem Aufruf gefolgt, aus höchst unterschiedlichen und nicht immer ehrenwerten Gründen. Jerusalem wurde von hauptsächlich französischen und deutschen Rittern (die sich nicht nur sprachlich nicht gut verstanden) blutig erobert. Viele von ihnen blieben, „Franken" genannt, gründeten ein „Königreich Jerusalem" und entlang der Mittelmeerküste eigene Fürstentümer und Grafschaften und bauten imposante Burgen. Wobei sie sich nicht selten gegenseitig bekämpften und sich auch immer wieder mit den verbliebenen Muslimen auseinandersetzen mussten wie auch mit den muslimischen Seldschuken, die Kleinasien erobert hatten und das christliche Konstantinopel sowie die Kreuzfahrerstaaten bedrohten. Auch das oströmische, das byzantinische Reich, liebte diese Staaten nicht. Kleinkriege ohne Ende bestimmten die Jahre in „Outremer", dem „Land über dem Meer". Zur Entlastung folgte vor etwa 20 Jahren ein weiterer „Heiliger Krieg", unter König Konrad, dessen Neffe Friedrich, der jetzige Kaiser, war auch dabei und lernte viel. Leider plagte ihn seitdem auch immer wieder das gefährliche Wechselfieber. Militärische Erfolge wurden kaum erreicht. Für die fränkische Oberschicht blieb in vielen Regionen das Leben freier, reicher, angenehmer, wohlschmeckender, sonniger als in der alten Heimat. Nicht selten hatte man eine

oder mehrere einheimische Frauen. Wo es Geld zu verdienen gab, und das war nicht wenig, arbeitete man mit den muslimischen Magnaten zusammen. Den Bauern und Kleinhändlern war es egal, wem sie Steuern zahlten.

Konrad schwirrte der Kopf, quälte aber Wichmann immer und immer wieder, vom Heiligen Land zu erzählen, mit der Zeit begriff er die Zusammenhänge. Eine kleine Region mit einer verwirrenden Geschichte, nie zur Ruhe kommend. Blutige Hähne.

„Wie war das mit deinem Ohr?"

„Na ja, Muslime nahmen uns auf der Heimreise gefangen und forderten Geld. Wir hätten keines, sagten wir. Da schnitt mir einer das rechte Ohr ab und warf es seinem Hund hin. Im Nu war es weg, und der Hund schaute mich begierig an. Der sei wohl noch nicht satt geworden. Nun fiel mir natürlich das Versteck unseres Geldes ein. Gut, dass wir es nicht verschluckt hatten. Sie hätten uns die Bäuche aufgeschlitzt."

„Sind Muslime böse Menschen? An was glauben sie?"

„Nun, ihr Gott ist von unserem Vater im Himmel gar nicht so verschieden. Sie nennen ihn Allah, und ihr Glaube heißt Islam. Eigentlich ist dieser Allah derselbe Gott wie unserer, aber er ist doch von ihm verschieden. Das ist alles recht kompliziert. Aber Jesus ist für sie nur ein Prophet, kein Sohn Gottes, Vorgänger ihres eigenen Propheten Mohammed. Dessen Lehren, nun, die kennen wir eigentlich zu wenig, um gerecht urteilen zu können. Sie sind sich untereinander auch nicht einig, und sie sind nicht ein einziges zusammengehörendes Volk, sondern bestehen aus verschiedenen Stämmen. Auch für sie ist Jerusalem eine heilige Stadt, aber nicht die heiligste. Und gute und böse Menschen, von letzteren meistens viel zu viele, gibt es überall. Aber sie essen (meistens) kein Schweinefleisch und trinken (meistens)

keinen Wein und kein Bier. Was ich nicht verstehen kann. Ist aber wohl gesund. Du siehst ja, wie ich immer fetter werde. Demnächst brauche ich ein neues Pferd. Eines Tages müssen sie mich auseinandernehmen, um mich in einen Sarg zu kriegen. Und sie haben oft viele Frauen. Gleichzeitig."

„Ist das auch gesund?"

„Schweig, Bub."

Er dachte an seine Konkubinen.

„Wenn man gegen sie kämpft, warum ist das dann ein Heiliger Krieg? Man soll doch nicht töten, oder?"

Wichmann kannte natürlich all die Argumente, die einen Krieg angeblich heiligten und wusste: Kein Krieg ist heilig. Egal, wer ihn führt. Jeder Glaube kann missbraucht werden. Und wird es. Von jeder Seite. Weil der Verstand ausgeschaltet wird. Überall und zu allen Zeiten. Jeder erklärt, er handle im Namen „seines" Gottes, die eine wie die andere Seite, dabei denkt jeder nur an das, was ihm nützt. Jeder verspricht seinen „Gläubigen" ein Goldenes Zeitalter, koste es, was es wolle, und sei es das fremde und das eigene Leben. Jeder hielt sich für „auserwählt", jedes Wirrhirn glaubte, „sein" Gott habe mit ihm etwas Besonderes vor. Das alles laut zu sagen, war ihm zu gefährlich.

„Das musst du alles einst selbst herausfinden. Das ist ein weiter Weg, und auch am Ende wirst du nicht sicher sein, dass was du denkst auch richtig ist."

Er fragte Wichmann über alles aus. Wie weit sei der Weg, könne man über Land reisen oder besser mit dem Schiff, wie könne man den Weg überhaupt finden, wie viel koste so eine Reise, wie sähen Rom und Konstantinopel und Jerusalem aus? Wie sei dort das Wetter, was äßen die Leute, schmecke das gut? Was für eine Sprache hätten sie? Und Wichmann erzählte geduldig, auch über seine Reisen nach Rom, über die Alpen und alle Beschwernisse und Erlebnisse.

Konrad ließ sich Karten zeichnen und war sicher: er würde eines Tages durch die ganze Welt reisen.

Mit Zehn wusste und konnte er mehr als viele Erwachsene. Aber dann hieß es, er solle weg aus Magdeburg, müsse Neues kennenlernen. Hier sei er immer der Sohn des Burggrafen und Liebling des Erzbischofs. In der Domschule von Hildesheim würde er auf sich selbst gestellt sein. Und würde sehr viel lernen. Seine Zukunft sei noch offen, aber er wisse doch, wie mächtig ein Bischof sei. Viel mächtiger als ein Burggraf. Der Hof suche auch immer gelehrte Berater. Sein Leben solle nicht zwischen norddeutschen Rübenäckern und Kornfeldern verlaufen. Magdeburg sei nicht der Nabel der Welt.

Er nickte und weinte heimlich. Vor allem, weil er seinen Hund zurücklassen musste.